



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n b e r i c h t.

Berliner Kunstausstellung. (Historische Gemälde. *) — Carl Begas. Christi Verrath. Der Gegenstand ist ein ungemein dankbarer. Es ist der erste Moment, in dem das längst Vorbereitete und Erwartete zur Entscheidung kommt. Christi Leiden beginnt, er ist von einem der Seinigen seinen Feinden verrathen; die übrigen Jünger sind menschlich schwach und verlassen ihn, — er steht mit seiner Idee allein da und ahnt, daß er für sie den Tod leiden muß; — es mußte sich in und um Christi Person alles innere Leben und alle äußere Handlung concentriren — das geschieht in dem Bilde nicht: der Moment ist aus einander gerissen und verliert seine Prägnanz. Wir führen ihn uns in der Geschichte vor. Als Judas die verhängnißvollen Worte gesprochen hatte: „Gegrüßet seist du, Rabbi,“ da ward der Erlöser gefangen und gebunden (denn dadurch ward erst seine Person erkannt), da schlug Petrus jähzornig dem Knecht des Hohenpriesters das Ohr ab, und die Jünger flohen. — Dies geschieht hier alles nebeneinander — Judas küßt Christus, da stehn schon die Kriegsknechte mit einem Strick hinter ihm, um ihn zu binden, da liegt schon Malchus mit abgeschlagenem Ohr am Boden, und die Jünger sind in der lebhaftesten Flucht. — Der Moment gewann dadurch an äußerer Bewegung, verlor aber alle Einheit und Würde. — Alles, was hier schon geschieht, durfte außer Judas verrätherischem Kusse erst vorbereitet werden, — ein Moment der höchsten Spannung, wo die von den Priestern und Schriftgelehrten mitgebrachten Kriegsknechte bereit sind, den Erlöser zu greifen; wo Petrus noch bei ihm steht, um, wenn die Feinde ihn binden werden, mit dem Schwerte dreinzuschlagen; wo die anderen Jünger zaghaft und unschlüssig dastehn. — Christus selbst trägt die milde Ergebung in sein Leiden, aber nicht das überlegne Bewußtsein dessen, wofür er leidet, in seinen Zügen. Judas streift nahe an die Caricatur, er ist der an Verbrechen gewöhnte Bösewicht, nicht der durch Geiz und Selbstsucht gefallene, heuchelnde Jünger. — Dabei ist die Zeichnung und Malerei meist roh, kurz das Bild ist im Ganzen ein verfehltes.

Christian Köhler. Die Königin Semiramis, bei der Toilette beschäftigt, wird dabei durch einen in Babylon ausgebrochenen Volksaufstand unterbrochen. — Das Bild macht äußerlich einen wohlthuenden Eindruck, harmonisch gestimmte Farben, wohlgebaute Gruppen, Köpfe, Formen und Verhältnisse zeigen einen feinen Sinn. — Aber es fehlt alle Wärme des Lebens, überall drängt sich uns die Absicht auf, es ist nichts Empfundenes, Alles reflectirt. — Semiramis selbst ist entschieden großartig beabsichtigt, — aber es bleibt dabei, und sie macht hier nur eine imposante Stellung, eben so mehr oder weniger die sie umgebenden Frauen, die auch zu absichtlich in eine Gruppe gebaut sind, — wir erinnern nur an eine in weißem Gewande, zunächst dem Fenster, welche offenbar nur als eine Seite des Dreiecks figurirt. — Dieses rein äußerliche Streben kommt noch in anderer Beziehung unvorthellhaft zur Erscheinung, nämlich in einer gewissen, allgemein idealisirenden Form, welcher der Kern des Charakters fehlt, und welcher durch eine zu unentschiedene Zeich-

*) Die Leser werden mit uns einverstanden sein, wenn wir nur von den hervorstechendsten Gemälden eine Besprechung bringen. — Noch bemerken wir, daß der gegenwärtige Referent ein anderer ist, als der Ref. in den beiden frühern Nummern.

nung vollends alle Bestimmtheit genommen wird. Wie sehr es dem Maler nur auf allgemeine Wirkung zu thun war, zeigt sich noch in mancher Nachlässigkeit der Zeichnung, z. B. in der ganz mißlungenen Verkürzung des linken Oberschenkels der Semiramis, die Köhler gewiß besser machen könnte.

Gräff: Jephtha und seine Tochter. Das Bild macht gleich von vorn herein einen wohlthuenden Eindruck. Die Situation ist klar, einfach und correct wiedergegeben, die künstlerischen Mittel sind mit großer Bescheidenheit angewendet, die Farben stellen sich in großen schönen Gruppen gegen einander. Costum, Gesichtszüge, und was sonst dazu gehört, ist dem Sinn der Handlung entsprechend, aber nicht ängstlich historisch. Die Nebenfiguren sind gerade nur so weit dargestellt, als sie zum Verständniß des Ganzen gehören, auf der einen Seite die wiederkehrenden Krieger, die ihre Angehörigen wiederfinden, auf der andern die Jungfrauen, die dem Helden des Volks in feierlicher Freude entgegengehen. Was die beiden Hauptfiguren betrifft, so hat der Verfasser sich streng an die unmittelbare Empfindung des Augenblicks gehalten. Der Vater, der Jehovah das Erste, was aus seiner Thür ihm entgegentreten würde, als Dankopfer gelobt hatte, hat so eben die Tochter erblickt und bricht verzweifeln zusammen. Die Tochter, die mit ausgestreckten Armen in seine Umarmung eilte, bleibt über diesen unerwarteten Gefühlsausbruch betroffen stehen und sieht ihn mit aufmerksamem Staunen an. Vielleicht ist gerade diese Strenge in der Beschränkung der dargestellten Motive Schuld daran, daß das Bild die meisten Zuschauer nicht so befriedigt, wie es eigentlich verdiente. Man denkt sich bei der Geschichte des Jephtha etwas Romantisches, und es ist nicht zu leugnen, daß der Hauptreiz auch in dieser Romantik liegt. Die meisten Maler würden in Jephtha's Tochter eine sinnige schwärmerische Schönheit dargestellt haben, wie man sich ein unschuldiges Opfer eben vorzustellen pflegt. Herr Gräff hat, und wahrscheinlich mit Vorbedacht, sich dieser Romantik enthalten; er hat gemeint, daß das kräftige gesunde Weib ein Opfer sei, welches das meiste Mitleid verdiente. Ebenso hat er in dem Helden selbst ein Moment darzustellen unterlassen, welches die meisten anderen Maler mit besonderem Eifer hervorgehoben haben würden. Wenn wir uns nämlich Jephtha auf seiner Rückkehr nach Hause psychologisch vorstellen, so muß doch in seiner Seele ein gewisser vorahnender Schauer aufgestiegen sein, eine Ahnung von dem Bedenklichen, das in seinem voreiligen, ja selbst mit der bestimmten Aussicht auf ein großes Opfer gegebenen Versprechen lag. Wenn man sich die Sache weiter ausmalt, daß diese Vorahnung sich bei jedem Schritte weiter steigert, daß er immer schneller vorwärts eilt, um zur Gewißheit zu gelangen, und daß diese ihm entgegentretende Gewißheit sich als das geheime Schreckbild seiner eigenen Vorstellungen erweist, so daß er in starrem Entsetzen versteinert stehen bleibt, so wäre das nach unserer Ansicht eine künstlerische Auffassung gewesen, die der Empfindung einen freieren Spielraum gelassen hätte; und weiter müssen wir gestehen, daß wenigstens ein Etwas in dem Antlitz der Jungfrau mit dieser Stimmung hätte correspondiren sollen. Herr Gräff zeigt sie uns ernst, fast strenge, aber ihr Ausdruck ist nur der hangen Staunens. Wir hätten lieber gewünscht, daß durch einen elektrischen Schlag sich in ihr augenblicklich das volle Verständniß von dem Entsetzen ihres Vaters ausgeprägt hätte. Es giebt solche Momente im Leben, wo die Totalität der Seele sich schneller bewegt, als die gewöhnlichen Gedanken, wo sie erkennt, ohne zu begreifen, und die Darstellung eines solchen Moments scheint uns gerade für diesen

Gegenstand die Aufgabe zu sein. Wie weit sich eine solche Aufgabe auch nur annähernd darstellen läßt, muß freilich dahingestellt bleiben; wir aber haben bei diesem schönen Bilde immer das Gefühl, daß so etwas fehlt. Es würde dadurch in den dargestellten Zustand doch etwas mehr Abgeschlossenes kommen, und man würde nicht an einen fixirten Moment denken. — Von demselben Maler ist noch eine Skizze auf der Ausstellung, welche die größte Aufmerksamkeit verdient. Sie ist etwa für den Fries eines Zeughauses oder etwas Aehnliches bestimmt und stellt in ihrer erhöhten Mitte einen mittelalterlichen Kriegsfürsten dar, der an den Heerschild schlägt, um das Volk zum Feldzug aufzubieten. Dieser Ruf ertönt durch alle Gauen und unterbricht die verschiedenartigen friedlichen Beschäftigungen. Wahrscheinlich hat dem Maler die meisterhafte Schilderung aus W. Scott's Fräulein vom See vorgeschwebt, wo das Feuerkreuz durch die verschiedenen Districte des Hochlandes getragen wird und Alles in feuriger Hast sich aufrafft, um dem Aufgebot zu folgen. Man kann diesen Entwurf als einen in jeder Beziehung gelungenen bezeichnen. Die einzelnen Gruppen, die sich in einer fast unermesslichen Fülle entfalten, sind alle mit individueller Treue charakterisirt, und doch geht ein frischer, feuriger Zug durch das Ganze, der eine vollständige Einheit vermittelt. Dabei ist nicht die geringste Spur von jenem theatralischen gemachten Wesen, welches sich bei dergleichen Situationen so oft wiederfindet. Alle Gestalten sind wahr, einfach gedacht und in wirkliches Leben gesetzt. Das Costum ist, wie es dem Zweck entsprechend war, idealisirt mittelalterlich; die Erinnerung an eine bestimmte Periode ist vermieden. Schade, daß dieser vortreffliche Entwurf durch seine ungünstige Stellung den ausgeführten Gemälden gegenüber sich meistens der Aufmerksamkeit entzieht.

Steinbrück. Eine Episode aus der Zerstörung Magdeburgs. (Edle Jungfrauen reichen sich die Hände, um gemeinschaftlich in den Fluthen der Elbe einen vor Entehrung schützenden Tod zu suchen.) — Das Bild macht äußerlich, im Bau der Gruppen und durch ein unverkennbares Streben nach Idealität (durch die Farbe freilich weniger) einen wohlthuenden Eindruck, aber wir werden nicht recht befriedigt, auch hier finden wir eine gewisse Absichtlichkeit und bei aller Bewegung nicht überall Leben. Dies gilt z. B. von den die Jungfrauen verfolgenden Kroaten, aber auch die Gruppen der Jungfrauen kommen nicht zur rechten Bewegung des Lebens, manche Stellungen haben etwas Arrangirtes, und dieses Absichtliche in so entsetzlichen Augenblicke, das ist's, nicht das Furchtbare des Gegenstandes, was uns martert; — wenn wir durch das volle Leben aller Gruppen und Figuren mitten in die Handlung hineingerissen würden, würden wir zur lebendigen Empfindung des Schrecklichen kommen und darüber die Reflexion vergessen. Eine der Frauen springt bereits in die Tiefe, aber es scheint, der Künstler hat es nicht gewagt, sie wirklich recht springen zu lassen; das mußte er thun; sie ist nun in zu unentschiedenem Momente fixirt. Ob man überhaupt Schwebende, Springende u. s. w. malen dürfe, dies hier näher zu besprechen, ist nicht der Ort, wir sind nicht so principiell, dergleichen aus der Reihe des Darstellbaren auszuschließen, wir meinen, wenn's gut gemacht ist, wird's so wirken, daß man das Princip vergißt. — Schöner und fruchtbarer und dabei nicht minder ergreifend wäre der Vorwurf freilich geworden, hätte Steinbrück den unmittelbar vorhergegangenen Moment gewählt, wo die Unglücklichen, zur äußersten Verzweiflung getrieben, keinen Ausweg sehen, als den Tod in den Fluthen, dem sie mit festem Entschluß zueilen, die etwa noch Unschlüssigen oder Zögernden dazu ermutigend und mit fort-

reißend. Durch den Ausdruck dieses Entschlusses in allen Figuren wäre ein geistigeres Element in die Handlung gekommen, während das Springen und Anstücken zum Sprunge etwas Materielles hat. — Doch darüber wollen wir mit dem Maler nicht rechten, es ist doch manches Schöne in dem Bilde. Daß aber Steinbrück noch immer neue Elfen malt, ist kaum verzeihlich; es sind zwei Elfenbilder von ihm auf der Ausstellung: „Eintritt in's Feenreich“ und „Wasserfahrt“. Und doch wir würden sie vielleicht auch noch gern sehn, obgleich wir für die wiederauflebenwollende Romantik nicht begeistert sind; dann müßte aber alle der Reiz und Duft, alle der geheimnißvolle Zauber der Natur über dem Ganzen verbreitet sein, der uns vermag, der gemeinen Erde für einen Moment zu entrücken. Aber nichts davon: wir treten nicht in's Feenreich, sondern in irgend ein ganz hübsches Stück Thiergarten oder dergleichen mit Wasser, in dem recht niedliche nackte Kinder ihr Wesen treiben. Das war gut vor zwanzig Jahren, wo man sich schon über jedes ziemlich gut gemachte Bild überhaupt freute, mochte Malerei und Stimmung nun dem Gegenstande angemessen sein oder nicht; jetzt verlangen wir mehr.

J. Schrader. Tod Leonardo da Vinci's in Fontainebleau. — Leonardo da Vinci kam in seinem Alter an den Hof Franz II. von Frankreich, ward von ihm in hohen Ehren gehalten und starb, wie erzählt wird, als der König ihn in schwerer Krankheit besuchte und Leonardo sich ehrfurchtsvoll erheben wollte, in seinen Armen. — Wir erwarten schon durch das Aeußere des Bildes in eine, der Situation angemessene Stimmung versetzt zu werden; wir erwarten, daß, bei aller Individualisirung der einzelnen Charaktere, doch ein Zug der Rührung und Trauer durchgebe, und zwar einer Rührung und Trauer, wie sie Liebe und Ehrfurcht nur den auserwähltesten Sterblichen zollen. Das war die Aufgabe des Künstlers, wenn er das Poetische, das in seinem Vorwurf lag, zur Erscheinung bringen wollte. — Schrader's Phantasie hatte nicht die Energie, mit diesem allgemeinen Gefühl jedes Einzelne zu durchdringen, er vermochte nur, sich einzelne Charaktere neben einander zu denken, wie sie mit mehr oder weniger Theilnahme (und zu den letzten gehört leider der König selbst) um den Sterbenden versammelt sind, wie es wol im Leben in dergleichen Fällen geschehen mag, aber einer künstlerischen Darstellung unwerth ist. — In der Mitte auf einem Lehnstuhl Leonardo da Vinci erschöpft in den Armen des Königs; vor ihm knieend der Arzt, rechts von dieser Hauptgruppe ein betender Geistlicher, noch weiter rechts und mehr zurück ein Priester knieend und ein Chorknabe, der das Rauchfaß schwingt — links ganz im Vordergrund ein Jüngling (etwa ein Schüler Leonardo's) in ängstlicher Spannung vorgebeugt, weiter zurück links des Bildes ein älterer Freund oder Kunstgenosse, das Haupt in die Hand gedrückt, zwischen ihm und der Hauptgruppe, doch etwas weiter zurück zwei Hofleute im Gefolge des Königs, im Hintergrund das verlassene Bett, allerlei Geräthschaften und eine Durchsicht in das Künstler-Atelier, in dem man das Portrait der Monna Lisa, mit dessen Ausführung sich der Künstler noch zuletzt beschäftigte, und die Statue des Apollino, die er bei seiner Proportions-Lehre benutzte, erblickt. — Die Figur Leonardo's ist gelungen; aber Franz durfte dem Kranken nicht eine bloß ceremonielle Freundlichkeit erweisen, denn so sieht der König aus. Der Arzt, mehr trübe resignirt, als gespannt, sieht von der selbst nicht mehr geglaubten Wirksamkeit seiner letzten Heilmittel überzeugend, sieht eher einem Quacksalber ähnlich, der plötzlich herbeigerufen wurde, als einem Arzt, der einem ausgezeichneten und vom Könige geehrten Mann in

schwerer Krankheit beisteht. War es vielleicht die Absicht des Künstlers, hierdurch den plötzlich tödtlichen Anfall anzudeuten, so war das weder schön, noch macht es die Situation klarer. Die Hofleute im Gefolge des Königs mußten mit ehrfurchtsvoller Würde in dessen Gegenwart und voll wärmerer Theilnahme in Gegenwart eines vom Könige geliebten Sterbenden erscheinen; sonst mußte sich Franz zu diesem Gange andere Begleiter wählen, eine vornehme Gleichgiltigkeit war hier am wenigsten am Platz, da durch ehrfurchtsvolles Betragen des begleitenden Hofgesindes der königliche Besuch eine noch ehrenrere Bedeutung gewonnen hätte (und das war doch hier ein Hauptmoment). Auf diese Weise wäre jedem Individuum sein Recht geschehen und doch alle ins Ganze aufgegangen, während nun dem Bilde die poetische Einheit und somit in diesem Falle der poetische Inhalt mangelt. — Eben so wenig werden wir durch das Aeußere des Bildes in die richtige Stimmung gebracht; — statt eines matten, gebrochenen Lichtes, wie wir es in dem Zimmer eines schwer Kranken erwarten, fällt ein entschiedenes breites Licht auf alle Figuren, und das Bild würde dadurch einen fast heitern Eindruck machen, wenn nicht freilich die Farbenstimmung, wie in allen Bildern des Künstlers, einen ernsten Charakter trüge. Das sonst verständige Arrangement zeigt hier und da manches Absichtliche und Ueberladene, so bliebe der Stuhl, auf dem Schwert und Mantel des Arztes liegen, besser weg, es würde dann der Raum neben der Hauptgruppe bis zu dem Geistlichen am Altare und dem räuchernden Chornaben (die man auf diese Weise ganz zu sehen bekam) sich hin vertiefen, wodurch die Hauptgruppe entschiedener vor der eben erwähnten heraustraten würde; auch sind manche Anordnungen im Costum störend: so passen die derben Lederschuhe Leonardo's und die ziemlich schweren Stiefel des Königs nicht zu seinem sonst eleganten Anzug. — Uebrigens hat, um auf das Ganze zurückzukommen, Schrader alle Kraft der Technik zugewendet, und das Bild ist mit einer Meisterschaft gemalt, die namentlich in deutschen Bildern selten gesehen ist und die wir nicht genug anstaunen können. Um so weniger können wir den Wunsch unterdrücken, daß ein so begabter Künstler sein Streben mehr dem Inhalt, als den Mitteln zuwenden möge, die ihm in so selten hohem Grade zu Gebote stehen. Wir glauben allerdings, daß Schrader's Talent mehr Darstellungsvermögen, als poetischen Inhalt hat; um so mehr ist es seine Pflicht, diesem sein ganzes Streben zuzuwenden und seine Phantasie zur größtmöglichen Energie zu spannen. Daß Schrader hierin Bedeutenderes leisten konnte, das zeigen uns einzelne Figuren in diesem Bilde, wie Leonardo da Vinci selbst, ferner der besorgt vorgebeugte Jüngling im Vordergrunde, der ältere Freund, der sein Gesicht abgewendet hat, vor Allem aber der Messe lesende Geistliche, der bei seiner amtlichen Verrichtung sichtbar innerlich ergriffen ist. In Bezug auf die sonst meisterhafte Malerei haben wir noch einen Wunsch: daß Schrader die Energie seiner Behandlung mehr modificiren möge; es fordern, während manchen Theilen freilich der breite Pinselstrich angemessen ist, andere feinere Theile doch eine subtilere Behandlung. Der überall angewandte derbe Strich drängt sich dem Auge fast mit einiger Coquetterie auf und scheint mehr seiner selbst, als des dargestellten Gegenstandes wegen da zu sein, der hiebei hin und wieder zu kurz kommt, so u. A. die behandschuhte Hand des Königs. — Die Ausführlichkeit unsrer Kritik entsprang aus dem lebhaften Wunsch, daß ein so bedeutender Künstler sich nicht der Kunst entziehen möge, um sich der Virtuosität in die Arme zu werfen; er möchte dann die traurige Erfahrung machen, daß seine Bilder beim ersten und zweiten Anblicke angestaunt werden, dann aber mit jedem neuen Anschauen den Beschauer kälter lassen.

Stilke. Die Söhne Eduard's des Vierten werden von Richard dem Dritten ihrer Mutter in der Westminsterkirche entrißen. — Uns ist lange kein Bild zu Gesicht gekommen, das so sehr den Charakter eines ehemaligen Düsseldorfers trüge. — Es ist eine lobenswerthe Absicht darin, aber es fehlt Leben, Charakter und Ausdruck in der Figur: wir glauben ihnen allen nicht, sie machen mehr oder weniger Stellungen, namentlich König Richard und der junge Prinz von Wales. Am gelungensten ist die Figur der Königin, aber sie ist zu weichlich sentimental, nicht die in innerste Tiefe erzitternde Mutterseele, die für ihre Kinder Alles fürchtet. König Richard sieht aus wie ein malitioser Mensch mit einem Zug von Ironischem, der zu seinem Vergnügen Kinder ängstigt; Nichts von dem festen Mark des tapfern Kriegers, Nichts von der zähen Energie des überlegten Bösewichts, der durch grausame List und schamlose Gewalt jedes Hinderniß beseitigt, das seinem kühnen Zweck im Wege steht. — Dazu ist Zeichnung und Malerei zu zahm und kleinlich. Es scheint, als ob Stilke und manche Andere zu fest auf den früher leicht erworbenen (wenn auch damals gerechtfertigten) Ruf bauen. Sie vergessen, daß die Kunst seit jenen zwanzig Jahren gewaltig fortgeschritten ist; sie dürfen es sich nicht zu bequem machen, sie müssen, wie jeder Andere, mit vollster Anstrengung arbeiten, wenn sie die wankenden Trümmer ihres meist schon gesunkenen Ruhmes stützen wollen. —

Steffens. Sophonisbe, Gemahlin des numidischen Königs Masi- nissa, ist im Begriff, Gift zu trinken, um nicht den siegreichen Römern beim Einzuge des Scipio in die Hände zu fallen. — Sophonisbe steht da in ihrem Entschluß fest, und nur vor der Bitterkeit seiner Ausführung noch einen Augenblick zögernd. Sie erscheint gleich bemitleidenswerth durch ihr Schicksal, als achtung- fordernd durch die Entschlossenheit, mit der sie ihm begegnet. In Kopf und Gestalt ist Wärme des Lebens und tragischer Ernst, der natürlich in jenem das herrschende Ele- ment ist, mit feinem Tact vereinigt. Dieser Tact ist's überhaupt, der in dem Bilde so wohl thut. In Formen und Farbe ist der Charakter der Race angedeutet, ohne daß sich eine zu scharf markirte Eigenthümlichkeit desselben unangenehm bemerkbar mache; (im Gegentheil das Streben nach Schönheit ist unverkennbar), so auch in der ganzen Umgebung und der Landschaft. Mit eben so richtigem Gefühl hat der Künstler das Gesicht der weinenden Sclavin zu Sophonisbe's Füßen verhüllt; einen ästhetischen Ein- druck konnte das weinende Gesicht eines Weibes von an und für sich unschöner Race nicht machen, und alles Ergreifende mußte ein sich so sinnlich äußernder Schmerz gegen die tragische Würde Sophonisbe's verlieren, welcher das jetzt in der Sclavin nur an- gedeutete Motiv einen wohlthuenenden Contrast gewährt. Der Farbenton des ganzen Bildes hat etwas Stumpfes, wie es dem Gegenstande angemessen, wie überhaupt das Bestreben sichtbar ist, nach allen Seiten hin den Anforderungen des Gegenstandes zu genügen. Vergleichen wir das Bild mit der Semiramis, so giebt dieser Vergleich ein evidentestes Beispiel, wie sehr ein Bild, das ohne poetischen Inhalt in imposanter Form auftritt, gegen eines zurücksteht, dessen poetischer Inhalt wirklich innen gefühlt, und dessen Form vom Inhalt beherrscht wird. —

Lenze. Uebergang des General Washington über den Delaware am 26. December 1776. — Der Maler sah sich genöthigt, da dieses Bild bei einem in seinem Atelier ausgebrochenen Brande zum Theil beschädigt wurde, es noch einmal zu malen. Wir haben hier das unvollendet gebliebene, es ist fast nur untermalt.

Und dennoch bringt es uns in die rechte Stimmung. — In der trüben Winternacht, die vortrefflich angedeutet ist, sehen wir auf einem Kahn Washington, umgeben von einigen Führern und Soldaten, die zum Theil damit beschäftigt sind, hemmende Eisschollen mit Stangen und Rudern wegzuräumen, sich den Uebergang über den Fluß erzwingen, andere Boote folgen in der Ferne. In Washington's Ausdruck und Haltung liegt ganz die gewaltige bewusste Ueberlegenheit und Energie in diesem Moment der Entscheidung mit einem Zug gespannter Erwartung gemischt. Er, mit den beiden Kriegern hinterher, die das Banner des freien Amerika in den Händen halten, bilden eine vortreffliche mächtige Gruppe; eben so wirksam ist in ihrer Weise die Gruppe der in der Kälte zwar ein wenig zusammenkauernenden, ihr aber doch im Bewußtsein ihres Zweckes ruhig trotgenden Soldaten. Man traut ihnen allen etwas zu, es sind wirkliche Helden der Freiheit, sie werden siegen. Köpfe und Gestalten sind charakteristisch und lebendig gedacht und gegeben; bei einigen davon, welche bemüht sind, die Eissücken aus dem Wege zu räumen, spricht sich die ganze Hast der Ungeduld aus, einige andere, und dies sei unser einziger Tadel, sind etwas zu materiell mit dem sie hemmenden Element beschäftigt, auch sie müßte der allgemeine Zug der Freiheit sichtbarer durchwehen. Es wäre vielleicht günstiger gewesen, eben überwundene große Hindernisse anzudeuten, wo dann nur noch wenige mit letzter gewaltiger Kraft von bedeutenden Eismassen abstoßen konnten; etwa am Hintertheil des Bootes, welches dann wenigstens momentan einen freien Zug gewann, der sich der Mannschaft hätte mittheilen können. Doch sind die Vorzüge des Bildes so bedeutend, daß wir uns gern mit unfrem Wunsche bescheiden, denn die Hauptsache hat der Künstler erreicht, er hat uns in die Sache hinein versetzt, und er hat es vermocht ohne Aufwand von Technik. (Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliche Literatur. — Wir haben in der letzten Zeit mit großer Befriedigung das allgemeine Streben der Gelehrten wahrgenommen, mit der Strenge der wissenschaftlichen Forschung auch jene Form zu verbinden, die ihre Darstellungen dem größern Publicum zugänglich machte. Namentlich ist das in der historischen Forschung der Fall. Als einen werthvollen Versuch in dieser Richtung führen wir heute eine historische Monographie an: König Philipp der Hohenstaufe. Von Dr. Heinrich Abel. (Berlin, W. Herz.) Das Werk zerfällt in zwei Theile, von denen der zweite, der dem ersten an Umfang nicht viel nachgiebt, die wissenschaftlichen Belege und Begründungen enthält, während der erste sich blos mit der Darstellung beschäftigt. Den wissenschaftlichen Werth des Werkes im Verhältniß zu früheren Forschungen festzustellen, überlassen wir natürlich den wissenschaftlichen Zeitschriften. Was die Form der Darstellung betrifft, so ist sie, wenn wir von einer kleinen Neigung zu rhetorischen Wendungen absehen, eine durchaus lobenswerthe. Die Charaktere sind fest und bestimmt gezeichnet, die Ereignisse verständig gruppiert. Daß der Schluß des Buchs, Philipp's Tod, keinen genügenden Abschluß macht, hat der Verfasser selber gefühlt, und daher eine Fortsetzung versprochen. — Wir haben noch zwei Bücher von zwei Schriftstellern, die ihrer Zeit großes Aufsehen gemacht haben, die aber seit der Zeit ziemlich verschollen sind, anzuführen: Geschichte der Reaction, von Max Stirner (Berlin, allgemeine deutsche Verlagsanstalt), und: Das Geheimniß des Worts, von Ludolf Wienbarg (Hamburg, Carl Aue). — Der Erste wurde bekanntlich eine Weile als höchste Spitze der Hegelianischen Philosophie gefeiert und verkertzt; der

Zweite galt unter seinen Bekannten für den geistreichsten Mann des jungen Deutschland. Herr Stirner ist diesmal von seinen trunkenen Freiheitsdithyramben vollständig abgegangen; er giebt bloß Materialien, oder bestimmter gesagt, Collectaneen, und überläßt es dem Leser, was er daraus machen will. Von irgend welcher Verarbeitung ist nicht die Rede. Herr Wienberg dagegen vertieft sich in eine Mystik, die einen fast beunruhigenden Eindruck macht. Er sucht nämlich aus der Natur der Laute eine Art Ursprache herzuleiten, giebt eine Symbolik der Gaumenbuchstaben, der Lippenbuchstaben u. s. w., und bemüht dazu alte und neue Sprachen bunt durch einander, und das Alles mit einem Ernst und einem Eifer, der zwar als das Gegentheil der alten jungdeutschen Frivolität aufgefaßt werden kann, aber um Nichts gesunder ist.

Englische Literatur. — Wir führen einige Werke zur Bereicherung der Länder- und Völkerkunde an. — Von Daniel B. Woods: Sechzehn Monate in den Golddistricten (von Californien). — Von Thomas Thomson: Der westliche Himalaya und Tibet. — Von Henry Schoolcraft: Historische und statistische Untersuchungen über die Geschichte, Lage und Aussichten der Indianischen Stämme in den Vereinigten Staaten. — Von Philip Henry Gosse: Assyrien, seine Sitten, Gebräuche, Künste u. s. w., nach den alten Monumenten dargestellt. — Von Sutherland: Reisetagebuch aus der Baffinsbay in den Jahren 1850 und 51, von den Schiffen Lady Franklin und Sophia, unter dem Commando des Sir William Penny. —

Musik. — In Berlin ist am 27. September zur Geburtstagsfeier Rungenhagen's von Hermann Küster, einem Schüler Rungenhagen's und Grell's, ein dramatisches Oratorium zur Aufführung gebracht worden: „Johannes der Evangelist.“ Der Componist, von dem aus früherer Zeit zwei ähnliche Versuche vorhanden sind: „Die Erscheinung des Kreuzes,“ und „Hermann der Deutsche“, hat damit eine neue Gattung begründen wollen, die das epische Element ausschlefe, die singenden Personen aber organisch in die Handlung des Ganzen verflechte, aber auf Action und Decoration verzichte; sie solle den größeren und strengeren Kunstformen ihr Recht wiederfahren lassen, und ohne jeden musikalischen und dramatischen Effect (!) ein wirkungsvolles Ganze sein.“ Nach dem Berichtstatter der Berliner musikalischen Zeitung ist der Versuch verfehlt, weil er aus dem religiösen Charakter heraustritt. —

Im zweiten Leipziger Gewandhausconcert wurde die Ouverture zur Curyanthe und Spohr's Weihe der Töne aufgeführt. Als Virtuos trat ein Geiger, Herr Laub aus Prag, auf; im ersten Concert hatte ein Harfner, Herr John Thomas aus London, sich hören lassen. — Als Bemerkung erlauben wir uns heute die Bitte an die Inspection zu richten, mit dem Gas etwas weniger sparsam zu sein; der Mensch will doch gern sehen, wo er ist. —

Theater. — Aus Wien erwähnen wir unter anderen Aufführungen: „Biel Lärmen um Nichts“ (Benedict: Herr Dawson; Beatrice: Fr. Neumann) und „Wallenstein's Tod;“ in Vorbereitung ist u. A. das neue Stück von Otto Ludwig: „Die Makkabäer.“ Otto Prechtler hat ein neues Stück beendet: „Das Urtheil der Welt.“ — In Weimar wurde am 18. September Heibel's „Agnes Bernauer“ zum ersten Mal gegeben, ohne erheblichen Erfolg. — In Berlin ist Calderon's „Leben ein Traum“ aufgeführt (Sigmund: Hr. Hendrichs; Rosaura: Fr. Biereck; Estrella: Fr. Fuhr).

— Als Bassist an Salomon's Stelle ist in Berlin Hr. Steinmüller engagirt. — Die neue italienische Oper scheint, mit Ausnahme des Hrn. Fodor, die ihren alten Ruhm behauptet, aus nicht sehr erheblichen Kräften zu bestehen. — In Hannover ist die französische Bearbeitung von Calderon's „Lauter Geheimniß“: „Fächer und Handschuh“ mit großem Erfolg aufgeführt. — Die Tänzerin Fräulein Lucile Grahn giebt Gastrollen in Wien. — Josephine Weiß, die Vorsteherin des bekannten Kinderballets, hat sich im Oestreichischen ein Rittergut gekauft. Sie muß also doch gute Geschäfte gemacht haben. — Eduard Devrient wird, wie es heißt, schon im October die Leitung der Karlsruher Bühne übernehmen. — Wie Hector Berlioz berichtet, wird der Chef der Claqueurs in Paris nicht von den Directionen besoldet, sondern er zahlt denselben eine ziemlich erhebliche Pacht. — Madame Castellan hat am 5. October in Lissabon als Nachtwandlerin debutirt. — Henriette Sontag ist am 8. September in New-York angekommen und mit großen Huldiungen empfangen worden. — Heinrich Marschner bleibt dem Hannoverschen, Franz Dingelstedt dem Münchener Theater erhalten, beides zu unsrer großen Befriedigung. — Im Theater de la Porte St. Martin wird eine französische Bearbeitung von Shakspeare's Richard III. mit Musik von De Groot aufgeführt.

In Sachen des Zollvereins. — Die Aufklärungen über die geheimen Artikel des Septemberevereins, die neuerdings durch die Presse bekannt gemacht sind, lassen uns auf den bedenklichsten Punkt dieser Angelegenheit mit größerer Beruhigung blicken. Wir meinen die Stimmung Hannovers. Es zeigt sich, daß einerseits alles Interesse dieses Staats auf Erhaltung jenes Vertrags gerichtet sein muß, daß andererseits kein rechtlicher Vorbehalt vorliegt, ihn zu brechen. Die hannoversche Regierung ist aber nicht von der Art, diese beiden Umstände zu ignoriren. Da auf diese Weise Preußen ruhig und sicher seinen Weg fortgehen kann, so sollten seine Anhänger jede überflüssige Herausforderung, Alles, was nach Großsprecheri aussieht, vermeiden. Dahin rechnen wir z. B. die Anforderung an die preussische Regierung, die Circulation des Coalitions-Papiergeldes zu verbieten. Was soll dieser Unsinn? Auch sollte man nicht zu eifertig von der Verlegung der Leipziger Messe nach Berlin sprechen. Zwar sind auch wir überzeugt, daß eine etwaige Zolllinie nördlich von Leipzig für die Einwohner Leipzigs, namentlich die Hausbesitzer, die bedenklichsten Folgen haben wird: vielleicht eben so sehr durch den panischen Schreck, als durch die wirklich damit verbundenen Uebelstände. Denn wenn erst einzelne Auswanderungen anfangen, so wird man alle Häuser loszuschlagen suchen, und daraus wird eine Calamität hervorgehen, die über die Nothwendigkeit hinausgeht. Aber man soll die Sache nicht übertreiben; und im Uebrigen wirkt ja jede Calamität, die den einen deutschen Staat trifft, auf alle anderen zurück. Die Deutschen mögen und sollen unter einander streiten, denn die Sachen stehen noch nicht so, wie sie stehen sollen; aber sie mögen streiten, wie Männer, die sich eigentlich einander recht lieben wollen, und nur noch nicht einig sind, wie. — Was die Coalitionspresse betrifft, so hat sie die Entdeckung gemacht, bei dem Septembereverein wäre es eigentlich auf den Sturz Manteuffel's abgesehen gewesen; die Feinde der preussischen Regierung, d. h. die Liberalen hätten auch dieses Werk des Unheils zu Stande gebracht, und jetzt stände die erstere wieder im Bunde mit der Demokratie gegen die Landeshoheit. — Was wir doch für schlaue Intriguanen und gewigte Verschwörer sind! Daß Herr von Manteuffel nur ein Werkzeug in unsren Händen ist, dieses ist uns äußerst überraschend und schmeichelhaft. —

Notiz. Wir besprachen vor einiger Zeit das Buch von Prof. Hinrichs: „Die Könige“ und theilten mit, daß es dem Herzog von Coburg-Gotha gewidmet sei, als einem Fürsten, dem die Nation nicht genug Achtung beweisen könne; wir hören, daß diese Widmung die freundlichste Aufnahme gefunden hat.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.